

Rezension zu: Ruth Ayaß, Kommunikation und Geschlecht. Eine Einführung. Stuttgart: Kohlhammer 2008

Erika Kegyes

Es gibt zahlreiche linguistische Studien, Monographien und Sammelbände zum Thema Sprache und Geschlecht. Allein in deutscher Sprache wurde zu diesem Thema in den letzten 20 Jahren so viel publiziert, dass die bessere Orientierung in der angebotenen Literatur schon vor mehr als 10 Jahren die Herausgabe einer Studienbibliographie erforderte (Peyer/Groth 1996). Auch aus diesem Grunde ist es eine besondere Herausforderung, eine neue Monographie mit dem Titel *Kommunikation und Geschlecht* zu veröffentlichen.

Die Linguistin und Soziologin Ruth Ayaß kann aber mit ihrer Einführung in die Theorie und Praxis der Erforschung von Sprache, Kommunikation und Geschlecht nicht nur neue Aspekte in die aktuelle Forschung einbringen, sondern es ist ihr gelungen, die Debatte über 'sex' und 'gender' in ein neues Licht der Kritik zu stellen. Die Verfasserin zeigt kritisch und stringent auf, warum das Begriffspaar 'sex' und 'gender' vor dem Hintergrund der feministischen Gesellschaftskritik mal voneinander getrennt, mal als eng benachbart benutzt und letztendlich doch als untrennbar erklärt wurde. Besonders überzeugend ist die klare Argumentationsweise des Buches, mit der verschiedene Positionen der Genderforschung dargestellt und einer unnachsichtigen Kritik unterworfen werden.

Dabei nimmt Ayaß eine theoretisch sehr gut begründete Auswahl von Arbeiten der linguistischen Geschlechterforschung vor. Auch rhetorisch hat sie gründlich erwogen, welche Informationen Leser brauchen, die zum Thema Geschlecht und Kommunikation noch wenig Vorkenntnisse haben, um die kritische Haltung der Autorin gegenüber den früheren und heutigen Arbeiten der empirischen Genderforschung nachvollziehen zu können. Aber auch Kenner des Themas können das Buch begrüßen, denn hier werden keineswegs nur die alten Thesen der linguistischen Genderforschung wiederholt. Ganz im Gegenteil: Auch die schon überholten Ausgangspositionen der linguistischen Geschlechterforschung der 80-90er Jahren werden so polemisch und gründlich dargestellt, dass auch Experten der Genderforschung neue Informationen entnehmen können.

Auf Basis der Forschungsergebnisse der amerikanischen und deutschen Geschlechterforschung vertritt Ruth Ayaß die These: es gibt nicht nur zwei Geschlechter. Als Beleg dafür werden im vorletzten Kapitel des Buches auch konkrete Fälle aufgezeichnet. Die Aussage, dass die Genderforschung in der Falle der konventionellen und normierten Zweigeschlechtlichkeit verfangen sei, wird schon auf den ersten Seiten des Buches mit der Fragestellung problematisiert, warum wir nur in der kategorialen Binarität "Frau" und "Mann" denken sollten. In jedem Kapitel des Buches wird exemplarisch aufgezeigt, dass der kulturell markierte, von den Medien in den Vordergrund gestellte, institutionalisierte Herstellungsprozess der Zweigeschlechtlichkeit nicht mehr haltbar ist.

Die Verfasserin stützt sich zur Ausarbeitung dieser These auf sozio- und psycholinguistische und ethnomethodologische Argumente, aber auch die Forschungsergebnisse anderer Disziplinen der Geschlechterforschung kommen zu Wort (z.B. Psychologie, Sozialpsychologie und Psychoanalyse). In der Argumentation nimmt die Ethnomethodologie den größten Raum ein, wobei hier ge-

sprächs- und konversationsanalytisch ausgerichtete Arbeiten im Vordergrund stehen. Die ethnomethodologischen Forschungsansätze bedeuten eine methodische Wendung in der Genderforschung, denn sie machen darauf aufmerksam, wie irreführend verallgemeinerte Aussagen über das kommunikative Verhalten der Geschlechter sein können. Dies kann ein Paradigmenwechsel ermöglichen, der über den Rahmen des Konzepts einer uns aufgezwungenen Zweigeschlechtlichkeit hinausführen kann. So plädiert die Autorin nachdrücklich dafür, dass ein ethnomethodologisch begründeter Paradigmenwechsel die Geschlechterforschung zu nachweisbaren Aussagen über das kommunikative Verhalten der Geschlechter verhelfen könne.

Als einen zweiten Schritt zu einem erfolgreichen Perspektivenwechsel in der Geschlechterforschung bestimmt die Verfasserin den Abbau der Differenzhypothese. Die meisten Ansätze der linguistischen Geschlechterforschung gingen und gehen teils auch heute noch davon aus, dass es zwischen den Geschlechtern vorgegebene Unterschiede gibt. Infolgedessen drückten sich Frauen und Männer in den verschiedensten kommunikativen Situationen unterschiedlich aus. Auch hier übt die Verfasserin klare Kritik, und vertritt die ethnomethodologische Grundposition, dass Gender nicht als bloße sprachliche oder kulturelle Überformung eines biologisch bestimmten Sexus aufgegriffen werden kann, sondern als ein Konstruktionsprozess zu betrachten ist, in dem die Unterschiede zwischen den Geschlechtern produziert werden (S.14-19).

Tatsächlich sind nur wenige Arbeiten vorzufinden, die die Differenzhypothese ganz ablehnen. Hier bildet die Arbeit von Ruth Ayaß eine Ausnahme. Sie kritisiert aber auch den so genannten "Doing-Gender-Standpunkt" (S.17ff.). Dagegen geht die Verfasserin des vorliegenden Buches davon aus, dass nicht nur die sprachlichen Merkmale der Gesprächstile der Geschlechter, sondern auch die Geschlechtsunterschiede in der Kommunikation hervorgebracht und geäußert werden. Dabei ist es entscheidend, dass die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sowohl in den formellen als auch in den informellen kommunikativen Prozessen immer wieder reproduziert und repräsentiert werden. In diesem Kontext wird die Herstellung der kommunikativen Geschlechtsunterschiede als ein sprachlich gesteuerter Konstruktionsprozess relativiert, da die sprachlichen Ausdrucksformen des Geschlechts situationsgebunden und individuell differenziert sind. Dies bedeutet, betont die Verfasserin, im Vergleich zu den früheren konstruktivistischen Gender-Positionen eine Akzentverschiebung in der linguistischen Geschlechterforschung, denn es geht nicht mehr darum, wie sich "die Frauen" und "die Männer" ausdrücken, sondern darum, wie Sprecher und Sprecherinnen ihre eigenen Geschlechterrollen sprachlich konstruieren. Auch aus diesem Grunde wird auf die Notwendigkeit des oben schon erwähnten Paradigmenwechsels zur Ethnomethodologie schon in der Einleitung des Buches (S.11-21) bei der Problematisierung der Unterscheidung von 'sex' und 'gender' näher eingegangen. Einerseits wird diese Problematik aus dem Gesichtspunkt der Sprachwissenschaft, andererseits aus dem Gesichtspunkt der Soziologie ausführlich thematisiert. Dabei geht die Verfasserin auch darauf ein, dass auch selbst die Kategorie 'sex' als ein sprachliches Phänomen auszufassen sei, da die Zuschreibung von 'sex' mit einer simplen, jedoch vielsagenden Aussage beginnt, indem bei der Geburt entweder der Satz "Es ist ein Junge", oder der Satz "Es ist ein Mädchen" zu hören ist. Was geschieht, wenn dies nicht der Fall ist, bespricht die Autorin erst in dem vorletzten Kapitel

des Buches, in dem sie über (ganz oft tragische) medizinische Fälle berichtet, bei denen operative oder psychologische (Fehl)Eingriffe unternommen worden sind, um aus dem Ausnahmefall einen Normalfall zu schaffen.

Während der Sozialisation, egal ob es um einen Normalfall oder um einen Ausnahmefall geht, wird immer wieder auf diese Unterscheidung bzw. auf die "Zuordnung zu *einer* von *zwei* biologischen Geschlechtsmöglichkeiten" (S.10f. Hervorhebungen i.O.) auch sprachlich Bezug genommen, zum Beispiel in Formeln erzieherischer Sätze in der Eltern-Kind-Kommunikation. In vielen Kulturen sind Sätze wie "Jungen weinen nicht" oder "Mädchen sprechen nicht vulgär" zu hören. Dadurch werden die Unterschiede zwischen den Geschlechtern verfestigt. Weitere Strategien der Unterscheidung liegen in den Benennungen der Kleidungsstücke, bei den typischen Berufsoptionen und nicht zuletzt in den sprachlichen Prozessen der Stereotypisierungen (z.B. "Frauen sind emotionaler", "Männer sind stärker") vor. Auch die Namensgebung ist geschlechtstypisch, und es gibt nicht viele Vornamen, die von beiden Geschlechtern zu tragen sind. Diese Ausführungen zur sprachlichen Konstruktion von 'sex' ebnen den Weg zur Darlegung der Probleme mit dem Begriff 'gender' oder "soziales Geschlecht". Unter sozialem Geschlecht werden "Geschlechtseigenschaften verstanden, die sozial geprägt sind" (S.12), welche sich im Verlauf der Sozialisation zu kulturell bestimmten gendertypischen Schemata erweitern. Diese sind wiederum "mit der biologischen Zuschreibung" (S.12) verbunden und sie sind auch in Sprachmustern wie typische "maskuline" und "feminine" Eigenschaftszuschreibungen oder spezifische "männliche" und "weibliche" Rollenzuweisungen einer Kultur verankert. Diese Konzepte der "Weiblichkeit" und "Männlichkeit" sind aber eigentlich "sex-unabhängig", also beliebig und nicht biologisch begründbar (S.13).

Mit dieser Unterscheidung zwischen "sex" und "gender" argumentieren bis in die späten 1980er Jahre (und teils auch heute) sehr viele Untersuchungen. Sie waren insofern hilfreich, als mit ihr darauf aufmerksam gemacht werden konnte, dass das soziale Geschlecht eben Resultat von gesellschaftlichen Zuschreibungspraktiken ist und nicht einfach biologisch begründet werden kann. Dennoch erwies sich die "sex/gender"-Unterscheidung als problematisch (S.13).

Diese Problematik wird in den insgesamt 8 weiteren Kapiteln des Buches aus verschiedenen Gesichtspunkten detailliert diskutiert.

Im Kapitel 2 (S.22-40) wird zuerst die These, dass es "Frauensprache" und "Männersprache" gäbe, widerlegt. Dann folgt die Erörterung der Genus-Debatte, die mit der Unterscheidung zweier Kategorien (natürliches Geschlecht und grammatisches Geschlecht) unmittelbar zusammenhängt. Hier kann natürlich nur auf Sprachen Bezug genommen werden, in denen Maskulinum und Femininum auch als Sexus unterscheidende Kategorien vorhanden sind. In diesen, so genannten "Genussprachen" kann das natürliche Geschlecht der Lebewesen repräsentiert werden. Zum Beispiel können die Artikelwörter eine solche Funktion haben. Die Unterscheidung von Maskulina und Feminina impliziert aber eine direkte Unterscheidung des Sexus. In manchen Fällen gibt es aber keine Relevanz der Unterscheidung auf grammatischer Ebene (vgl. *die Frau, das Weib*). Es gibt Sprachen, in deren Sprachsystem kein Genus vorhanden ist. Hier wird die Unterscheidung des Sexus auf lexikalischer Ebene realisiert. Im Hintergrund dieser Unterscheidungen sind aber nicht unbedingt Prozesse sozialer Unterscheidung zu suchen, sondern nur sprachliche, wie es auch von Ayaß hervorgehoben wird:

Dieser Frage liegt eine linguistische Differenzierung zugrunde, nämlich die Trennung von *Genus*, dem generischen, geschlechtsindefiniten Gebrauch, und *Sexus*, dem nicht-generischen, geschlechtsdefiniten Gebrauch (S.27, Hervorhebungen i. O.).

Die Genus-Sexus-Debatte wird am Beispiel des Deutschen exemplifiziert. Zuerst werden hier die Auffassungen von den Vertreterinnen der Feministischen Linguistik (Luise Pusch, Senta Trömel-Plötz und andere), dann die Standpunkte ihrer Gegner thematisiert. Zur Unterstützung oder Widerlegung der einzelnen Auffassungen werden viele Sprachbeispiele angeführt. Zwei Abbildungen veranschaulichen die Grundthesen der traditionellen deskriptiven und der feministischen Sprach- und Grammatikauffassungen. Nicht nur die sachlichen Positionen der Genus-Sexus-Debatte werden dargelegt, sondern auch deren Stil. Die Verfasserin kritisiert hier mit Recht, dass Gegner der feministischen Linguistik in ihrem Gegenzug "einen nicht sehr sachlichen Ton in die Diskussion" (S.30) einführten und dadurch die Vertreter der feministischen Linguistik als Linguisten zu diskriminieren versuchten.

Den Ausführungen über die Genus-Sexus-Debatte folgen Kapitel, die darauf fokussieren, ob es Unterschiede im Sprachgebrauch der Geschlechter gibt. Im dritten Kapitel (S.41-84) wird zuerst der Frage nachgegangen, ob in den Unterschieden des Sprachgebrauchs der Geschlechter auch kulturelle Ausdifferenzierungen markiert sind. Die Tabelle auf den S.42ff., die die Verfasserin in Anlehnung an die Arbeit von Bodine (1975) anfertigte, macht deutlich, wie verschieden die sprachlichen bzw. kommunikativen Unterschiede zwischen den Geschlechtern in den unterschiedlichen Kulturen sein können. Unterschiede gibt es nicht nur im Typus der verschiedenen Ausdrucksmittel, sondern auch in ihrer Intensität. In manchen Kulturen gibt es Differenzen in der Aussprache, in anderen im Gebrauch der Interjektionen oder Pronomina. Als Folge der Unterschiede verschiedenen Grades und Typs können die Sprachen geschlechtsexklusiv oder geschlechtspräferenziell beschrieben werden (S.47ff.). Auch die klassische, d.h., quantitative, korrelative soziolinguistische Forschung beschäftigte sich mit der Frage des Geschlechts. Hier wurde das Geschlecht als eine der sozialen Variablen aufgefasst (zu den Untersuchungen von Labov und Trudgill, S.50-59). Eingehend wird auch die Untersuchung von Susan Gal (1978) vorgestellt. Ayaß hebt hervor, dass bei der Untersuchung von Gal die Sprache in ihrem wirklichen sozialen Kontext erfasst wurde, wobei alle sozialen Faktoren und so auch der Faktor des Geschlechts qualitativ und nicht nur anhand von quantitativen Daten interpretiert werden konnten. Dadurch musste auch die Bedeutung des Faktors Geschlecht als Einflussmodus auf den Sprachgebrauch umgewertet werden (S. 63f.).

Im weiteren Verlauf der linguistischen Geschlechterforschung entstanden Arbeiten, die sich nicht mehr auf isolierte Erscheinungsformen sprachlicher Merkmale des Geschlechts konzentrierten, sondern die Gesamtheit der Merkmalsbündel kommunikativen Stils in konkreten Interaktionen ins Auge fassen (S.65). Dabei ist die Fragenstellung leitend, ob sich die Gesprächstile der Geschlechter voneinander wirklich unterscheiden. Im Kapitel 4 (S.65-85) beginnt die Auseinandersetzung mit dieser Frage mit der Darstellung und Kritik des Ansatzes von Pamela Fishman, die behauptete, die Frauen leisteten die "Drecksarbeit" im Gespräch (S.67-74). Ayaß belegt, dass solch pauschale Behauptungen der Genderforschung mehr schaden als nützen. Sie warnt, dass die Ergebnisse auch hier mit Vorsicht zu

bewerten sind, da die Methoden und Beispielmaterialien des von Fishman und später auch von Tannen vertretenen Ansatzes der linguistischen Geschlechterforschung in vielen Fällen nicht unproblematisch seien.

Das fünfte Kapitel widmet die Verfasserin der populären, aber sehr umstrittenen These der "zwei Kulturen" (S.85-105). Sie beinhaltet, dass die Kommunikation zwischen Männern und Frauen als eine Art der interkulturellen Kommunikation gelten könne, da die Frauen und die Männer Mitglieder verschiedener Kulturen seien. Ayaß lehnt diese pauschale und trivialisierte These als ein Fehlgriff der linguistischen Geschlechterforschung ab. Hier geht die Verfasserin noch einmal auf die wissenschaftliche Verantwortung der Forscher ein und hebt hervor, dass eben die Trivialisierung relevanter Ergebnisse und die Aufwertung der Differenzhypothese dazu führten, dass über die Geschlechter mit einer binären Logik gesprochen, geschrieben, gedacht und zuletzt auch geforscht wird. Dies gilt besonders für die Alltags- und Medienkommunikation. Mit den Herstellungspraktiken der Geschlechterbilder der Medien beschäftigt sich ausführlich das Kap. 7 (S.126-145). Die Medien vermitteln stereotypische Vorstellungen und tragen damit dazu bei, die Institution der Zweigeschlechtlichkeit aufrechtzuerhalten (S.105).

In einem Exkurs im Kapitel 6 (S.106-125) bekommen die Leser einen Überblick mit exemplarischen Belegen zum Verhältnis Kommunikation und Geschlecht in verschiedenen Kulturen der Welt. Die Autorin zeigt überzeugend, dass vereinfachte und dichotomisierende Aussagen über die Kommunikation der Geschlechter schon deshalb unzulässig sind, da das Sprichwort "Andere Länder, andere Sitten" auch hier seine Richtigkeit hat. Die ethnologischen bzw. ethnolinguistischen Befunde können die Ergebnisse, die angeblich für die Zwei-Kulturen-These sprechen, am prägnantesten in Frage stellen. Dies zeigen z.B. die Beobachtungen zu den Sprechstilen der Malagassen oder der Tschambuli oder zu den typischen geschlechtsspezifischen Gattungen der Kuna und anderer Völker. Diese Ergebnisse werden im Rahmen der Ethnographie der Kommunikation in Anlehnung an Hymes interpretiert.

Im vorletzten Kapitel der Arbeit (S.146-170), das den Titel "Zweigeschlechtlichkeit als Herstellungsprozess" trägt, wird davon ausgegangen, dass sprachliche Prozesse und gesellschaftliche Praktiken, die bei der Herstellung der stereotypischen Geschlechterbilder mitwirken, dazu dienen, biologistische und essentialistische Überlegungen gewinnen zu lassen. Im Rahmen der Sex-Gender-Debatte würde dies bedeuten, dass die Kategorie 'gender' in den Hintergrund treten sollte, da die Unterschiede in der Kommunikationsweise der Geschlechter mit biologischen Argumenten zu erklären seien. Diese Argumentation führe dazu, dass das soziale Geschlecht von dem biologischen abzuleiten sei. In einer Argumentationsweise, in der das biologische Geschlecht vom sozialen getrennt wird, gibt es natürlich nicht nur zwei Geschlechter, und das Geschlecht setzt eine Begriffsbildung voraus, die nicht binär sein kann, denn die Binarität (d.h. es gibt zwei und nur zwei Geschlechter, S.48) ist immerhin nur "das Resultat einer sozialen Konstruktion" (S.148). Eine nicht binäre Denkweise ist nicht präskriptiv, also schreibt nicht vor, wie Frauen und Männer sein sollen, wie sich Frauen und Männer zu kommunizieren haben, aus welchen Komponenten sich die Bilder 'männliche Frau' und 'weiblicher Mann' zusammensetzen, was die Begriffe 'typisch Frau' und 'typisch Mann' bedeuten. Eine nicht binäre Denkweise trenne die Geschlechter nicht, sondern gibt der Möglichkeit Raum, dass es nicht nur zwei Geschlechter

gibt. Die binäre Logik ist Produkt gesellschaftlicher und kultureller Prozesse. "Wie jedoch in Alltagsinteraktionen aus einem Kontinuum eine binäre Angelegenheit wird, war und ist Gegenstand von vorwiegend ethnomethodologischen Untersuchungen" (S.148). Mit ethnomethodologischen Prämissen können die sprachlich-sozialen Konstruktionsprozesse der Zweigeschlechtlichkeit erfolgreich hinterfragt werden. In diesem Kontext haben die Aufzeichnungen und Untersuchungen eine besondere Relevanz, die Fälle beschreiben, die nicht auf den Ritualen der alltäglichen Zweigeschlechtlichkeit basieren, sondern die Natürlichkeit der Abweichungen von der gesellschaftlichen Norm darstellen. Dazu gehört zum Beispiel Garfinkels Agnes-Studie (S.148-157).

In den weiteren Teilen des Buches wird die Notwendigkeit der Hinterfragung von natürlicher Zweigeschlechtlichkeit transparent gemacht. Situationen und Kontexte werden erwähnt, in welchen Frauen Männerrollen, Männer aber Frauenrollen übernehmen können. Hier werden temporäre und dauerhafte Ausprägungen von Erscheinungsformen eines dritten Geschlechts untersucht. Aufgrund konkreter Beispiele wird nachgegangen, unter welchen Bedingungen in den verschiedenen Kulturen die Existenz eines dritten Geschlechts akzeptiert oder abgelehnt wird. Besonders interessant sind hier die Seiten über die *Berdache*. Hier ist auch ein etymologischer Teil zu lesen, der beschreibt, woher der Begriff "*berdache*" kommt. Auch in sprachlicher Hinsicht ist es sehr interessant zu lesen, mit welchen metaphorischen bzw. metasprachlichen Ausdrucksformen verschiedene Sprachen und Kulturen die Kategorie des dritten Geschlechts bezeichnen (S.161-166).

Im letzten Kapitel (S. 166-170) kommt die Verfasserin auf die Frage zurück, in welchem Verhältnis das Begriffspaar 'sex' und 'gender' zueinander stehen. Das Konzept der Zweigeschlechtlichkeit impliziert, dass auch der Begriff 'gender' zweigeschlechtlich konzeptualisiert werde.

Schon auf den Anfangsseiten des Buches wurde klargestellt, dass die Begriffe 'sex' und 'gender' aus mehreren Gründen problematisch sind. Im letzten Kapitel wird argumentiert, dass sich der Begriff 'gender' als genauso problematisch erweise, wie der Begriff 'sex'. Mit der Einführung des Begriffes 'gender' kann das Problem der binären Gegenüberstellung der Geschlechter nicht gelöst werden. Ganz im Gegenteil – so lässt sich die Konklusion der Autorin formulieren: 'Gender' ist ein lange benutzter, aber ganz hinfalliger Begriff der Geschlechterforschung, da er "selbst ein Prozess der Herstellung von Differenz" (S.170) sei, "der Überschneidungen tilgt, vernichtet oder unsichtbar macht, und (...) ideologisch und materiell die Differenzen betont, selbst dort, wo Kontinuitäten vorliegen" (S.170).

Zusammenfassend stellt die Autorin fest: Nicht nur "Kapitel 5 hat gezeigt, dass auch Untersuchungen zum Thema Kommunikation und Geschlecht daran beteiligt sind, Alltagsvorstellungen von Zweigeschlechtlichkeit im Allgemeinen und zur Kommunikation von Frauen und Männern im Besonderen aufrechtzuerhalten und weiterzuerweitern" (S.175), sondern auch "Kapitel 7 hat aber am Beispiel Medien gezeigt, dass viele Untersuchungen zum Thema Geschlecht und Medien selbst Alltagsvorstellungen von Zweigeschlechtlichkeit reproduzieren" (S.176). Die Prozesse der Repräsentanz bzw. der Reproduzierung der Geschlechterbilder sind mit einem Begriff der Autorin als "institutionelle Vergeschlechtlichung" zu bezeichnen (S.157-160).

Im Schlussteil der Arbeit (Kap. 9, S.171-186) werden die wichtigsten Aussagen und der Standpunkt der Autorin zusammengefasst. Als mögliche Lösung der Problematik von 'gender' wird auf die These des "undoing gender" Bezug genommen. Die letzte Frage der Arbeit lautet entsprechend: Wie wird Geschlecht kommuniziert oder gerade nicht kommuniziert? Auf diese Frage hat in Zukunft die Konversationsanalyse eingehend zu antworten: "Die Untersuchungen aus der Konversationsanalyse und den "communities of practice" zeigen einen Weg auf, wie Geschlecht und Kommunikation untersucht werden kann, ohne fortwährend in zweigeschlechtliches Denken zu verfallen" (S.170).

Um das sprachliche System der Zweigeschlechtlichkeit auch in der Praxis nicht zu unterstützen, benutzt die Autorin im Buch keine Beidnennung oder andere Formen des Splittings. Eine andere, genauso konsequent durchgeführte sprachliche Lösung im Buch ist, dass die fragwürdigen, und letztendlich auch überflüssigen Begriffe wie 'sex' und 'gender' überall, wo es nur möglich war, durch die Bezeichnung Geschlecht abgelöst wurden. So auch im Titel des Buches.

Literatur

- Bodine, Ann (1975): Sex differentiation in language. In: Thorne, Barrie / Henley, Nancy (Hg.), Language and sex. Difference and dominance. Rowley: Newbury House, 130-151.
- Gal, Susan (1978): Peasant men can't get wives. Language change and sex roles in a bilingual community. In: Language in society 7 /1, 1-16.
- Garfinkel, Harold (1967): Passing and the managed achievement of sex status in an 'intersexed' person (part 1). In: Garfinkel, Harold, Studies in ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice Hall, 116-185.
- Hymes, Dell (1979): Die Ethnographie des Sprechens. In: Hymes, Dell, Soziolinguistik. Zur Ethnographie der Kommunikation. Frankfurt: Suhrkamp, 29-97.
- Labov, William (1966): The social stratification of English in New York City. Washington: Center for Applied Linguistics.
- Peyer, Ann / Groth, Ruth (1996): Sprache und Geschlecht. Heidelberg: J. Groos.
- Pusch, Luise (1984): Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik. Frankfurt: Suhrkamp.
- Trömel-Plötz, Senta (1978): Linguistik und Frauensprache. In: Linguistische Berichte 57, 49-68.
- Trudgill, Peter (1975): Sex, covert prestige, and linguistics change in the urban British English. In: Thorne, Barrie / Henley, Nancy (Hg.), Language and sex. Difference and dominance. Rowley: Newbury House, 88-104.

Dr. Erika Kegyesné Szekeres
Miskolci Egyetem
Bölcsészettudományi Kar
Német Nyelv- és Irodalomtudományi Tanszék
H-3515 Miskolc-Egyetemváros
Ungarn

Veröffentlicht am 1.7.2009

© Copyright by GESPRÄCHSFORSCHUNG. Alle Rechte vorbehalten.